

Erfahrungsbericht aus dem ADI, Jerusalem

Jana T., 2020/21

Am ersten Tag, an dem ich meine Einrichtung, das ADI Jerusalem betreten habe, war ich sehr beeindruckt von der Sauberkeit, dem sehr guten Coronakonzept und der einladenden Atmosphäre. Das würde nun der Ort sein, an den ich für die nächsten 9 Monate täglich kommen würde. Ich war heilfroh, dass meine „Chefin“ so gut Englisch spricht und uns erst Mal eine ausführliche Tour gab.

In den folgenden zwei Wochen fand meine Einarbeitungsphase statt. Ich hatte meine eigene Bezugsperson, die auch englischsprachig war und mir alles gezeigt hat, in der Zeit habe ich sie beschattet, unter ihrer Aufsicht erste Handgriffe selbst ausgeführt und sie alles gefragt was ich wissen musste. Zusätzlich wurden wir Volontäre zu bestimmten Themen zusammengetrommelt – wie reiche ich das Essen an, wie bediene ich den Lift für die Kinder, wie gehe ich mit einer Magensonde um. Nach dieser Zeit war ich noch in derselben Klasse wie meine „Ausbilderin“, doch ich habe angefangen erste Kinder selber zu pflegen. Zu pflegen bedeutet die Kinder morgens zu wecken, sie zu duschen, Windel wechseln und anziehen. Daraufhin hatte ich eine kleine Kaffeepause mit meinen Mitarbeiter:innen, während die Kinder medizinisch versorgt wurden. Mit Beginn des Tagesprogramms unterstützte ich die Sonderpädagogin meiner Klasse, spielte mit den Kindern oder Bastelte mit ihnen. Da ich auf der intensiv Pflegestation arbeitete, waren die Kinder stark beeinträchtigt und Kommunikation nur in wenigen Fällen möglich. Das Tagesprogramm diente somit hauptsächlich dazu, die Sinneswahrnehmung der Kinder zu fördern und war täglich fast immer gleich, um ihnen ein Kontrollgefühl zu geben.

Mit der Zeit habe ich immer mehr darum gebeten, in den einzelnen Bereichen aktiver mitwirken zu können. Ich fing an den Kindern die nötige Medizin zu verabreichen, den Krankenschwestern ihre Aufgaben abzunehmen, ich wurde für einzelne Kleinkinder in der Physiotherapie geschult und lernte mit einer Sonderpädagogin die Grundlagen ihrer Arbeit. Während ich zwei Monate lang in der Kita-Tagesstätte (und nicht auf der Pflegestation) arbeitete, durfte ich an manchen Tagen in der Woche das Tagesprogramm erstellen und durchführen, zum Beispiel erzählte ich den Kindern vom Bauernhof oder vom Sommer, mit Fotos und Gegenständen zum Anfassen. Während ich so immer mehr Aufgaben übernahm, fühlte ich mich immer sehr darin unterstützt und hatte immer jemanden zur Seite, der mir Fragen beantwortet hat oder mir Feedback gab. Auch falls es Probleme mit der Arbeit oder Mitarbeiter:innen gab, so konnte ich immer zu meiner Volontärsbetreuerin oder meinen Kollegen:innen gehen und mit ihnen über alles reden.

Wenn die Kinder nach dem Programm wieder mit frischer Windel im Bett lagen, traf ich meine Mitvolontäre zum Mittagessen, welches von der Einrichtung gestellt wurde. Generell erhielt ich 750nis pro Monat für Verpflegung, zusätzlich das tägliche Mittagessen. Weitere 750nis pro Monat waren Taschengeld, von dem ich auch Reisen im Land bezahlen konnte, sowie alles andere auch. Ich hatte keine finanziellen Zuschüsse von außerhalb und kam sehr gut mit dem monatlichen Betrag von 1500nis zurecht. Dabei war es praktisch, so nahe der Einrichtung zu wohnen. Ich wohnte in einer 5er WG in dem wunderschönen und ruhigen Stadtteil Bet HaKerem. Mit 5min Fußweg zur Bahnhaltestelle, dem Supermarkt, der Bank, einem Falafelladen und einer Eisdiele war das somit die perfekte Lage. In der Wohnung hatte jeder genug Platz, besonders gerne mochte ich den riesigen Balkon. Mit nur 30 min Fußweg zur Arbeit, war ein wenig Bewegung im Alltag inklusive.

Um in seinem Wohnumfeld (kein Touristenviertel) und auf der Arbeit zurecht zu kommen, war für mich schnell klar, dass ich die Hebräische Sprache bis zu einem gewissen Grad beherrschen sollte. Da nur wenige Kollegen:innen englisch konnten erfolgte die Kommunikation zu Beginn mit Händen und Füßen, oder eben Google-Übersetzer. Nachdem ich einen 7-wöchigen Hebräisch Kurs online absolvierte lief die Verständigung auf der Arbeit viel besser. Dazu beigetragen haben aber auch alle meine Kollegen:innen, die meinen „Was ist das?“ und „Wie sagt man...?“ -Fragen standgehalten haben. Der Kurs wurde sowohl von HaGoshrim, als auch von ADI finanziell unterstützt.

Nachdem so die Sprachbarriere überwunden war, gelang mir die Zusammenarbeit mit meinen Kollegen:innen sehr gut. Besonders in der Corona-Zeit hatte ich das Gefühl sehr wertgeschätzt zu werden, sehr gebraucht zu werden als helfendes Personal. Jegliche Kaffeepause zusammen wurden zum Gespräch und Austausch genutzt, der bald auch außerhalb der Arbeit stattfand. Ganz klar im Vordergrund stand das Wohl unserer

Schützlinge, so halfen wir uns immer gegenseitig bei den einzelnen Aufgaben rund um ihre Entwicklung. Und bestimmt verhalf auch der gegenseitige Kuchenaustausch zu einer schönen Atmosphäre.

Meine Mitarbeiter:innen haben mir schnell verdeutlicht, welch offenes und gastfreundliches Land Israel ist. Sie luden mich zu sich nach Hause ein, wodurch ich auch über das jüdische Leben lernen durfte, etwa beim Shabat-Abend, einem Seder-Abend, Purim-Feiern, welche auch auf den Straßen der Stadt stattfanden. In nun engen Freundschaften war auch der Austausch über unsere verschiedenen Religionen möglich und das persönliche Gespräch. Zudem feierten wir alle Festtage in der Einrichtung mit – im Winter aß ich viel zu viele *Suffganiots* und zu TuBisvat haben wir Blumen mit den Kindern gepflanzt. Zum israelischen Leben gehört aber auch die arabische Seite dazu – das Essen dort ist mehr als nur köstlich – auch hier war es interessant über deren Kultur (so offen und herzlich!) zu lernen, oft auch im Bezug mit dem Palästinensischen Konflikt. Insgesamt ist das Leben in Israel ein generell hektisches, ein buntes, ein lautes, mit einer konträren ruhigen Seite, welche schon mich Deutsche zum öfteren Zuspätkommen verleitet hat und es ist eine kulinarische Kultur, die jedes Fitnesskonzept ins lächerliche zieht.

Die zwei Hauptseiten Israels, die jüdische und die arabische, waren nicht immer sehr einfach zu verbinden, auch nicht auf Arbeit unter Kollegen:innen. Umso mehr hat es mich gefreut, zwei dieser Art ungleiche Mitarbeiterinnen über ein Stück Kuchen zusammenzubringen, bei Ramadan und Pessach lagen sie sich dann in den Armen. Ich hoffe zwischen den Kulturen in meiner Arbeitsstelle eine Brücke gebaut zu haben. Auch die sehr persönlichen Brücken zwischen mir, einer Christin, zu anderen Religionen im Gespräch zu finden war nicht leicht, aber hat zu engen Vertrauten geführt. Wenn ich mir meine unglaublichen Kinder anschau und eine Brücke von meinen ersten Wochen zu meinen letzten Wochen hier baue, dann ist das ein oder andere Kind fähig, über diese Brücke zu laufen. Wörtlich gemeint. Ein Teil von deren Entwicklung zu sein, wie sie ihre Handicaps immer wieder aufs Neue überwinden oder überbrücken, erfüllt mich sehr. Und noch eine Brücke hoffe ich gebaut zu haben: Zwischen Deutschland und Israel. Bei der Begegnung mit Holocaustgeschichten, mit Personen Überlebender zweiter oder dritter Generation, dann war immer die Erinnerungskultur als Schlagwort gefallen, ein wohl solider Sockel einer Brücke. Während des militärischen Konflikts zu meiner Zeit hier, lag meine Aufgabe dann darin, eine möglichst genaue Erfahrungs- und Lagebeschreibung zu liefern, während viele in Deutschland Israel nur als Konfliktland kannten, habe ich es mir zur Aufgabe gemacht, diese Brücke zu bauen, welche sie in ein so schönes und herzliches Israel voller Leben führt.

Die Idee des bewussten Brücken-Bauens kam dabei von meiner Organisation Dienste in Israel, die sich rührend mit Weihnachtsgeschenken und Einzelgesprächen um uns gekümmert hat. Vor allem die Seminare waren ein absolutes Highlight, nicht nur der besuchten Orte wegen, sondern auch als Besinnungsort, eine Gemeinschaft in der man zur Ruhe kommen konnte.

Ich kam mit wenigen Erwartungen nach Israel, wollte alles auf mich zukommen lassen und wusste im Vertrauen auf Gott, dass alles perfekt werden würde. Und das war es auch. Natürlich gab es schwere Tage und leichte Tage, Aufgaben, die man weniger gerne macht als andere, unangenehme Situationen. Das kam durchaus vor, doch dann half ein „Refokus“ auf mein Ziel, das ich mit dieser Zeit anstrebte: Bedürftigen zu helfen. Durch diese Arbeit und solches Tun habe ich mich darin wiedergefunden, nun meine Zukunft auf die Unterstützung von Kindern und Jugendlichen auszulegen und sie zu begleiten, wie ich es hier tat. All das wäre wohl so nicht möglich gewesen, hätte ich mich nicht von Gott so leiten lassen. Durch die Hauskreise, Gottesdienste, Jugendkreise und persönliche Begegnungen durfte ich dabei meinen Glauben und Gott viel besser kennenlernen und im Austausch sein, wie ein Leben mit Gott aussieht. Gerade das WG-Leben hat mich auch zu einem geduldigeren und demütigerem Menschen gemacht, wenn man aufeinander angewiesen ist. Die Lernprozesse über eine andere Kultur, andere Ansichten, die neue Selbstständigkeit, haben mich persönlich sehr wachsen und reifen lassen.

So möchte ich auch zukünftigen Volontären von Herzen empfehlen, diese Prozesse auf sich zukommen zu lassen. Alles braucht seine Zeit, doch diese Zeit meistert man am besten mit einem offenen Herzen, einem offenen Ohr und offenen Armen für die Kinder. Sich einfach mal mitreißen lassen, möglichst viele Gerüche und Geschmäcker mitnehmen, was Neues ausprobieren, das man noch nie zuvor gemacht hat und auf die

Menschen mit einem Lächeln zugehen. Dabei sich von unserem guten Hirten führen lassen, dann wird's bestimmt richtig genial.